

Leseprobe

Thomas Josef Wehlim

Die Minderheit des Ichs

Literarischer Blog

Herausgegeben von

Arnold Maxwill



Nyland Dokumente
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung
von Walter Gödden
Band 26

Literarische Blogs | Band 2

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Die Beiträge wurden für die Publikation vereinheitlicht, gelegentlich gekürzt und leicht überarbeitet.

© 2024 Nyland-Stiftung, Köln
Bücher der Nyland-Stiftung im Aisthesis Verlag
Umschlaggestaltung: Germano Wallmann
Umschlagabbildung: Michiko Saiki
Druck: docupoint, Barleben

ISBN 978-3-8498-1920-0
www.aisthesis.de

Inhalt

Arnold Maxwill

Unverstanden sein. Schriftexerzitien im Außenbezirk 7

Die Minderheit des Ichs. Literarischer Blog 11

Zu dieser Reihe: Literarische Blogs 383

Inhaltsverzeichnis 385

Nachbemerkung 413

Arnold Maxwill

Unverstanden sein
Schriftexerziten im Außenbezirk

»Die Arbeitswoche beginnt.« Mit diesem Satz, der ebenso Aussage wie Aufforderung ist, startet Thomas Josef Wehlms Blog im Januar 2010. Erste Anfänge hatte es bereits in den vier Wochen zuvor gegeben, doch nun scheint der Autor sich selbst nochmals der Schreibaufgabe zu vergewissern. Dass im neuen Jahr keineswegs alles gut oder besser wird, muss Wehlim niemand erzählen. Wie abgeklärt und nüchtern – teils hadernnd, teils spöttisch – der Leipziger Autor, geboren in Witten, aufgewachsen bei Koblenz, in die gegenwärtigen Verhältnisse blickt, wird bei der Lektüre rasch deutlich. Und gerade deshalb ist es angemessen und richtig, den Band mit diesem unspektakulären Satz zu eröffnen: Die Arbeitswoche beginnt. Denn darin steckt bereits die ganze Ambivalenz des schriftstellerischen Tuns.

So fragt sich Wehlim, der sein Blog zu Beginn teils noch im Sinn stark abgekühlter Tagebuchaufzeichnungen führt – das allerdings in der denkbar knappsten Diktion –, etwa, nachdem erneut die Absage einer Literaturzeitschrift zu konstatieren ist: »Was wird da eigentlich abgesagt? Der Text oder die Hoffnung? Ich weiß es nicht.« Die Arbeitswoche beginnt, und damit nicht nur die Mühsal, sich schriftstellerisch behaupten zu müssen, und die Hoffnung, von den Plätzen in den Lektoraten vielleicht einen zu ergattern. Nein, es beginnt auch erneut eine lange Woche mit dem eigenen Körper, seiner Versehrtheit, seiner partiellen Dysfunktionalität. Schlaflosigkeit (und die damit einhergehende Erschöpfung) ist ein Thema der nahezu täglichen Mitschrift.

Darüber hinaus ist vor allem die riesengroße Diskrepanz zwischen dem Literaturbetrieb und dem eigenen Schreiben ein Mühlstein der Gedanken: »Es reicht nicht, gute oder bessere Texte zu schreiben. Es muss auch jemand sie lesen. Das aber ist ungleich schwerer.« Die Krux der künstlerischen Arbeit in drei Sätzen zusammengefasst. Es mag sich als Schriftsteller verstehen, wer eifrig und emsig im Verborgenen seiner Textarbeit nachgeht. Doch dieses interne Wissen um gelungene Werke reicht meist nicht aus; die literarische Sprache braucht Reaktion, Erwidern, einen Resonanzraum. Und der Autor eine gewisse Form der Aufmerksamkeit.

Was bleibt, ist ein Lavieren in den Umständen. Und Wehlim bleibt da nicht frei von Widersprüchen. Die überhitzte Buchproduktion lehnt er ebenso ab wie die Selbstaussbeutung, ebenso den ganzen Zirkus der Konkurrenz um die wenigen verfügbaren Plätze. Und zugleich möchte er selbst Gewinner, ja Auserwählter sein. »Ich reiche heute zu drei Literaturwettbewerben meine Texte ein. Der Bus kommt immer, man muss nur lang genug warten.« Doch dieser Bus kommt halt ständig verspätet und ist auch immer schon voll, selbst ein Stehplatz ist nur noch mit Mühe frei. Und in diese Misere springt, stellvertretend, Wehlms Blog: Mögen die Erwartungen hinsichtlich der geschriebenen, noch zu schreibenden bzw. aktuell entstehenden Romane teils auch uneingelöst bleiben, so bietet *Die Minderheit des Ichs* einen Rahmen, in dem das Gegenwärtige kommentiert, reflektiert und aufgehoben werden kann: »Ich hänge meinen Müll in diesen Blog.« Die krasse Selbstabwertung schützt vor harter Kritik und liefert, natürlich bewusst, einen falschen Blick auf das, was dort passiert. Und das ist nicht wenig. Verwiesen sei etwa auf die Beschäftigung mit Gewalt und Krieg oder auch auf die grimmig-genüssliche Persiflage von Internet Content.

Vor allem zeigt das Blog die täglichen Exerziten der Schrift im Außenbezirk, die Erfahrungen und Nöte eines Schreibenden im – zumindest gefühlt – absoluten Randbereich der Wahrnehmung. Recht desillusioniert und ernüchtert blickt Wehlim auf die von ihm gewählte Alltagspraxis: »Das Autorentum ist zu 20 Prozent Schreiben, 5 Prozent Kaffee, 25 Prozent Selbsthinrichtung, 50 Prozent Verbitterungsmanagement.« Und das trifft, so muss man den Satz verstehen, in abgeschwächter Form, auf die meisten Autorinnen und Autoren zu. Sein eigenes Schriftstellertum charakterisiert Wehlim folgendermaßen: »schön, autorartig, künstlich, künstlerisch, erfolglos, schartig«. Darin steckt eine gehörige Portion Ironie und doch zugleich ein schmerzhafter Ernst. Wie sehr die Schreibexistenz im Randbereich mit dem eigenen Identitätsentwurf verbunden ist, macht etwa folgende Notiz deutlich: »Ich schreibe lieber Texte, als dass ich lebe.« Eine Denkfigur, die spätestens seit Kafka prominent ist: Eine Verweigerung gegenüber der bürgerlichen Lebenswelt zugunsten einer Existenz in und mit der Schrift, der Literatur, dem Text.

Doch mit der eigenen Erfolglosigkeit in literaturbetrieblichen Dingen geht Wehlim auf eine derart nüchtern-karge Weise um, dass sich aus der Differenz zwischen Erwartung und Realität ein neuer Witz ergibt: »Ganz sicher werden die Verlage mir heute mitteilen, dass sie mich drucken. Es gibt keine andere Möglichkeit. Man kann einen Hund nicht ewig prügeln.« Doch der Hund wird – um im Bild zu bleiben – weiterhin geprügelt, es trudelt Absage nach Absage im E-Mail-Postfach ein: »Nur mein Virens Scanner-Update ist treu und voller Ideen.« Für Wehlim ergibt sich daraus folgende Conclusio: »Das sicherste Kennzeichen für die Seriosität einer Agentur ist, dass sie mich ablehnt.« Dass dies nicht der Weisheit letzter Schluss, sondern die invertierte Form einer anderen, deutlich unangenehmeren Wahrheit ist, macht Wehlim deutlich, wenn er fragt, wie in diesem Betriebsrummel mit Vorabnominierungen, Short- und Longlists denn überhaupt noch eine Ordnung möglich sein soll: »Als Gott die Sprache erfand, dachte er nicht an die Schreiberlinge. Und womöglich bin ich selbst einer von ihnen. Das ist das Grausame an der Literatur.« Dass das literarische Schreiben eigentlich nicht mehr tiefer sinken könne, denkt man, so Wehlim, nur bis zur Ausschreibung des nächsten Wettbewerbs: mit irrwitzigem Themenzuschnitt und teils höchst fragwürdigen Anforderungen und Zugangsbeschränkungen.

Weshalb aber verweigern die Agenturen und Verlage sich Wehlims Romanen? Aus der Tatsache, dass ein Frankfurter Traditionsverlag bei seinem neuen Roman nach Einsendung des Exposé nur noch die Hälfte der Zeit bis zur Absage benötigte, schließt der Autor zweierlei: »Ich bin doppelt so schlecht. Sie sind doppelt verflucht.« Doch gibt es seitens der Lektorate neben aller nichtssagenden Absageprosa zumindest hier und da nähere Einlassungen, die zumindest einen längeren Blick in den Text beweisen. Den Publikumsverlagen ist sein Zeug »zu grausam, zu realistisch«, den Literaturverlagen hingegen »nicht radikal genug in der Sprache«. Was den einen also zu brachial erscheint, ist den anderen nicht innovativ genug. Wehlims nüchterne Diagnose: »Man ist das ausrangierte Kind, das niemand will.« Und er fügt sarkastisch hinzu: »Eher gewinnt ein Einbeiniger ein Hürdenrennen, als dass die Verlage mein Anklopfen hören.« Dieses Spiel der Warterei und Demütigung ist vielen Autoren und Autorinnen bekannt, sie alle haben eigene Tricks und Schutzmechanismen hierfür entwickelt. Dass die mit Versatzstücken leichtfertig zusammengebastelte Absage in keinerlei Relation zu seiner Textproduktion steht, macht Wehlim in dieser Zuspitzung deutlich: »Siebenhundert Jahre arbeitete ich an meinem zweiten Roman: 100 Jahre Konzeption, 400 Jahre Recherche vor Ort, 200 Jahre Schreiben, ich dürfte gar nicht mehr leben.« Und doch muss, will man denn nicht als Selbstverlag agieren oder per Books on Demand engagieren, das Kamel durchs Nadelöhr gehen, muss das Manuskript irgendwem in die Hände gelangen, der dessen Potential erkennt, sich um ein Lektorat, einen ansprechenden Umschlag, den Ankündigungstext, Vertrieb und Veranstaltungen bemüht.

Doch Wehlim steht der Maschinerie des Literaturbetriebs recht verloren gegenüber; die Minderheit des Ichs. Er merkt: Seine Texte sind in dieser Welt ein Findelkind: »Du musst nun fort, ich kann nichts mehr für dich tun.« In seinem Hadern und Weitertun produziert Wehlim als permanenter Beobachter seiner selbst einige sehr schöne Sätze und Aphorismen, Gedankensplitter, teils boshaft: »Literatur ist, wenn der Text mehr Biomasse hat als der Körper dahinter.« Und trotz aller Bitterkeit unterhaltsam: »Ich reinige meinen USB-Stick wie andere ihre Pistolen.« Wehlim plant kein Attentat, keinen Überfall und ist doch obsessiv mit der Frage beschäftigt, wie er es schafft, nicht länger aus den Lektoraten der etablierten Verlage hinausgeschmissen zu werden »wie ein Obdachloser aus dem Hilton«. Die Hoffnung besteht bis zuletzt, wenngleich die Aussichten auf größere Sichtbarkeit eher mager sind, wie Wehlim knarz trocken konstatiert: »Ich sehe nicht einmal mehr die Rücklichter des VEB Literatur.« Was bleibt, ist die »digitale Müdigkeit vom Morgen bis zum Abend« und ein anhaltender Kampf mit dem eigenen Körper: »Befund-Hopping. Schmerzwanderung.« Währenddessen huschen in den sozialen Kanälen der Kulturlandschaft diverse aufgeregte Skandale vorbei.

Wehlim kann sich von alledem nur noch gelangweilt abwenden, selbst ein spöttisches Lachen gelingt hier kaum: »Ich kann es nicht mehr hören. Sensation. Grenze allen Geschreibsels. Tabubrüche zuhauf. Ein Markt muss wissen, wann er sich lächerlich macht.« Doch die Zeichenkolonnen wuchern fort, duplizieren sich und mutieren munter. Wehlim aber ist sich sicher: »Und die Digitalarchäologie findet nicht einmal Staub.« Und sollte sie doch etwas entdecken, ist es ganz sicher unlesbarer Zeichenschrott. In Wehlims nahezu täglichen Blogbeiträgen hingegen, nur gelegentlich von Krankheit und somit Absenz zerzaust, entdeckt der Leser Sätze wie diesen hier: »Die Auferstandenen haben den höchsten Eingangssteuersatz.« Und von dieser teils schillernden Rätselhaftigkeit und Mehrdeutigkeit findet man im vorliegenden Band erfreulicherweise sehr viel.

Entdeckt werden können aber auch (gelegentlich gewährte) Einblicke in Wehlms Textwerkstatt. So lässt sich etwa erstaunt feststellen, mit welchem jahrelangem Vorlauf er seine nächsten Schreibprojekte skizziert, dabei von Buch zu Buch munter zwischen den Jahrhunderten, Sujets, Krisen springend, und resignativ vermutet, dass auch die noch anstehenden Texte wieder einmal zur völligen Unzeit vorliegen werden. Wehlim flüchtet sich angesichts dieser Misere ins Kalauernde, eine psychotische Verschwörungshypothese simulierend: »Die Literatur ist einen anderen Weg gegangen als ich. Die Gehirne der Juroren wurden von Außerirdischen ausgetauscht.« Er, der den Auftrag der Schrift, die Vollendung seiner Romane ernst nimmt und gegen Widrigkeiten verteidigt, weiß zugleich genau: »Ich bin der Schreiberling Umsonst.« Zumindest lassen die in größerer Zahl ausbleibenden Reaktionen nach jeder weiteren Veröffentlichung keine andere Lesart zu. Drängender als die fehlende Resonanz der Lesenden resp. des Literaturbetriebs ist aber – zumindest hier und da – die Frage nach der eigenen Endlichkeit. Kippt die Betrachtung der schriftstellerischen Erfolgslosigkeit selten mal ins Selbstmitleid, so überwiegt hinsichtlich der eigenen Sterblichkeit eher ein nüchtern-abwägendes Abschätzen der Möglichkeiten: »Wie viele Tage habe ich noch? Sieben? Siebenundsiebzig? Ich rechne: 1 Roman 600 Tage.« Wehlim plant keine Weltreise, keinen Hausbau mehr, er horcht in sich hinein und fragt skeptisch, wie viele seiner Projekte er wohl noch umsetzen kann. Es erinnert ganz fern an den deutlich drastischeren Fall Wolfgang Herrndorfs, der sich nach dem Schock der Diagnose sogleich eine Maxime setzte: Arbeit und Struktur.

Ähnlich regelhaft und mit gewisser Strenge gegenüber sich selbst geht auch der Blogschreiber Wehlim vor: Ist ein Kalendertag einmal ausgelassen worden, so gibt es für diesen fehlenden Eintrag – das wird aus den umliegenden Notizen meist deutlich – sehr gute Gründe. Mit anderen Worten: Wenn es die Umstände erlauben, wird geschrieben, wird etwas veröffentlicht, die Textwerkstatt für *Die Minderheit des Ichs* steht sehr selten still, ja eigentlich nur bei schwerer Krankheit sowie während des zehntägigen Sommerurlaubs. Die Arbeit an den Romanen hingegen steht immer mal wieder kurz vor dem Aus, kurz vor dem Zusammenbruch: »Ich bin eine Mixtur aus schlechter Theaterprobe und Herzinfarkt.« Das mag arg dramatisch klingen, doch hier liegt nicht nur eine interessante Mischung aus Schreiblust und Schreibzwang vor, sondern hier geht es abseits aller psychischen Dynamiken um ein schwer angeschlagenes Projekt literarischer Arbeit, das vom Betrieb nahezu konsequent ignoriert wird: »Die Verlage winken ab. Die Wettbewerbe winken ab. Die glorreichen Juroren winken ab. Die Literaturredakteure winken ab. Die Leser winken ab. Der Roman selbst winkt ab.« Und die damit verbundene Irritation wirkt sich – zumindest langfristig – zwangsläufig auf die Textproduktion aus. Die vielen Absagen und »Leider-Briefe« produzieren eine schriftstellerische Existenz, die hart am Konkurs entlang zu schrammen scheint: »Was soll ich noch schreiben, das niemand liest?« Wehlim diagnostiziert so frostig wie nüchtern: »Ein enttäuschender Autor enttäuschte mit enttäuschenden Texten bei enttäuschenden Lichtverhältnissen.« Dieses letzte Gran Sprachwitz rettet in der Lektüre, vielleicht treibt es auch den Schreibmotor Wehlms wieder und wieder an. Fail again. Fail better.

Ich fange heute mit einem Blog an. Das fällt mir einigermaßen schwer, denn ein Blog hat drei Eigenschaften, die ich eigentlich nicht habe: Unkorrigierbarkeit, Regelmäßigkeit und Außenwirkung. Wie soll das gehen? Meine bisherige Schriftstellerexistenz ist eine einzigartige Geschichte der Erfolglosigkeit. Wie schreibt man einen Blog, an dem die Leute oder gar Lektoren wie Honig kleben bleiben? Der pornographische oder verfassungswidrige Weg scheidet für mich aus. Ich kann nicht meine Körpersekrete aufs Papier kleben. Es geht nicht. Und ich stehe zu meinem Staat. Ich habe sie gesehen, die Staaten, in denen eine Gewehrkegel mehr galt als das Leben, das sie auslöschten. Ich war da, als die Soldateska des 30-jährigen Krieges das Land vergewaltigte, und Hitler den Teufel ins Konzentrationslager sperrte, um ein schlimmerer Teufel zu werden. Heute schreit das ganze Land vergewaltigt auf, wenn einen halben Nachmittag ein Fernsehsender Bildstörungen hat. Was also bleibt mir für einen Blog? Ich weiß es noch nicht. Doch ich lagere jetzt schon Konserven in meinem Keller.

26. November 2009

04. Januar 2010; Schnee

Die Arbeitswoche beginnt. Schnee allenthalben und eine Kälte, dass das Ministerium für Gehsicherheit sagt: Wer jetzt fällt, findet keine Gnade, kein Mitleid, keine Versorgung. Sie müssen ihre Cross-Border-Leasing-Schulden kompensieren. Indem nicht mehr Ärzte in den Krankenhäusern behandeln, sondern die Patienten sich selbst. Niemals hätte ich geglaubt, dass deutsche Kommunen in der Lage sind, solche Tollhaus-Verträge einzugehen. Absage von einer Literaturzeitschrift. Was wird da eigentlich abgesagt? Der Text oder die Hoffnung? Ich weiß es nicht. Ich werde nur noch gegen das Gesetz der Stille ausgetauscht. Es ist drei Uhr morgens. In drei Stunden stehen meine Kinder auf. Ich selbst stehe nicht mehr auf. Und gehe auch nicht zur Haltestelle 7, wo siebentausend Menschen um 7 Uhr 7 versuchen, in die Straßenbahn zu kommen, bis die Scheiben durch den Druck der Drängelnden bersten. Ich bleibe hier. Mit einem jaulenden Hund in der Nachbarswohnung.

05. Januar 2010; Hoffnung

Die Nacht wenig mehr als drei Stunden geschlafen. Wespennest im Kopf. Manchmal Ameisen, manchmal Bienen. Während ich meinen Eimer Tee trinke, schippen sie draußen Schnee. Es gibt Hoffnung, werden die Ärzte heute sagen. Bezüglich welcher Krankheit, frage ich dann. Nr. 17, vielleicht, so die Antwort. Was nützt mir Hoffnung wegen Nr. 17, wenn ich an 14 sterbe. Achselzucken. Es gibt ein ganzes Buch über Goethes Krankheiten. Schiller und Roth waren noch kränker, Kafka und Büchner ohnehin. Ich bin auch krank, und nichts von alledem.

06. Januar 2010; Einsturz

Ich kann zu alledem nichts mehr sagen. Absage von einer hochwertigen LZ, drei Stunden liege ich in einer Pflütze. Mund abputzen und weitermachen, sagen die preußischen Militärs, wenn es nicht optimal lief. Die Niederlage unter die Füße kriegen. Ich habe das Gefühl, das Haus, in dem ich lebe, wird bald einstürzen. Risse, Knarren, Spanngeräusche allüberall. Die Nachbarn wundert es nicht weiter.

07. Januar 2010; Schneesturm

Ein Schneesturm ist angesagt, weit über dem Land. Alle Verlage, alle Theater, alle Literaturzeitschriften, alle Wettbewerbe wird er einschneien, zurückwerfen auf Kälte, Hunger und Tod. So war es 1947, so wird es sein 2010. Ich bekomme bereits mein Fenster nicht mehr auf. Schnee kann wie Beton sein, der in den Wänden, unter den Tischen, auf den Füßen sitzt. Ich klebe, inmitten der Schneeverwehungen, Texte ins Web. Das ist, wie an einem Galgen hängen, und hinter und vor einem die desinteressierten Geier.

09. Januar 2010; Klobrühe, Lit.betrieb

Ein Abflussrohr bei mir war verstopft, zweieinhalb Stunden hat der Notdienst gepumpt, gesaugt, gestochert, während die Klobrühe in der Wohnung stand durch den Rückstau. Das ist es, was viele Literaturwettbewerbe, die Literaturbetriebs-Selbstbeweihräucherungs-Einrichtungen, derzeit unentwegt erzeugen: Eine Klobrühe von Schreiberlingstexten, die eine Motivation erhalten, zusammen mit den Ratten die tiefsten Tiefen der Kanalisation zu verlassen. Es könnte ja sein. Das Beste, was der Literatur passieren kann, wäre: Keine Verlage, keine Wettbewerbe, sondern nur: Verfolgung, Demütigung, Hass. Nur dann wird nur das geschrieben, was geschrieben werden muss, bei Kerzenlicht nachts im Keller, mit der eigenen Haut vervielfältigt. Ich sehne mich nicht nach der Diktatur. Nur dass die Kanalbrühe nicht in meine Wohnung kommt, über die Rohre, Leitungen, das Internet, die Post. Denn was bis in meine hermetisch abgeriegelte Wohnung kommt, in der mich schon lange keiner mehr besucht, muss wohl überall sein.

10. Januar 2010; Arbeitshypothesen

Arbeitshypothesen: Wer mich anruft, kann nicht tot sein. Wer mich schlägt, kann mich nicht ignorieren. Wer mich zerstört, muss schlechter sein als ich. Wo sind all die hin, die ich liebte, die mich begleiteten auf diesem letzten Gang? Dreierlei Seelen. Zweierlei Krieg. Die Tage des Kalifats. Der Tunnel. Der längste Weg. Dies sind die Kreuze auf meinem Weg.

11. Januar 2010; Oberflächenvergrößerung

Eines der wesentlichen Elemente der Strukturgeschichte ist die Oberflächenvergrößerung: Eine zerteilte Kartoffel ist schneller gekocht. Also mache ich das auch, als Autor. Ich vergrößere meine beschriebene Haut mit Websites, Trailern, Musikeinlagen, E-Mails, Plakaten etc. Mit einem beispieldosen Medienrummel überziehe ich das Land und

kann somit nicht mehr übersehen werden. Es zählt nicht Qualität, sondern Präsenz. Nicht der gezielte finale Schuss, sondern Carpet Bombing. Amerikanisierung der Literatur. Nichts von alledem ist wahr.

12. Januar 2010; Krankheit und Schnee

Für immer krank. Fieber, Schmerzen. Kalte Glut, wo sie nicht sein soll. Inmitten des Schnees muss ich zum Arzt. Dort ein Tropfen Morphium auf ein Stück Zucker. Zuerst kommen die Kinder zurück, geschändet, frierend und verstümmelt und sagen: Es geht nicht weiter durch diesen Schnee. Dann die Tiere. Zuletzt die Männer und Frauen. Sie versuchen es bis zuletzt. Der Schnee ist eine Wand aus Kälte und Hass.

15. Januar 2010; Ausbehandelt

Zur Förderung meiner Genesung kam heute von Verlag 17 oder 23 die Absage für meinen Roman: wegen der Hausautoren und überhaupt. Somit sind weitgehend alle Möglichkeiten ausgeschöpft, der Sachverhalt ist ausbehandelt, der Exitus unvermeidbar. So bleibt jene Welt fernab aller Schritte, aller Erwartungen. Dort, wo man an Türen nicht mehr klopfen muss, weil es keine gibt. Verlassenheit. Endlosigkeit. Glattstreichung. Das, wofür wir unsere Erinnerungen nicht aufschreiben. Ich werde, wieder, ein Kind.

18. Januar 2010; Ungleich

Es reicht nicht, gute oder bessere Texte zu schreiben. Es muss auch jemand sie lesen. Das aber ist ungleich schwerer. Ich gehe wieder arbeiten. Für eine Stunde, einen Tag.

21. Januar 2010; Kaltfront

Die Kälte ist zurückgekommen, gegen alles Blut, alle Wärme, alle Hoffnung. Die Kleider, Uniformen frieren an der Haut fest, das Sich-Ausziehen wird zum medizinischen Problem. Und wieder erstarrt die Front, die Panzer vereisen, die Zieloptik, alles, die Maschinenwaffen und Geschütze. Wenn sie angreifen jetzt, können wir nicht einmal Eisklumpen werfen, denn unsere Muskeln sind wie erstarrt.

23. Januar 2010; Geisterfahrer

Ullstein bringt den Roman einer (anti)genialischen 18-jährigen Debütantin, dem selbst die um jugendliche Frische bemühte FAZ noch etwas abgewinnen kann. Ich habe den Roman nie gelesen und werde ihn nie lesen, meine Augen, meine Hoffnungen sind zu schlecht dafür. Ich habe genug damit zu tun, meine eigenen Romane Korrektur zu lesen. Ich kann nicht verhindern, dass ich – der mittlerweile immer öfter Bestattungskostenangebote vergleichen muss – rechts von den Jüngeren überholt werde, auf die linke Fahrbahn gerate und als Geisterfahrer frontal mit der desinteressierten Kritik oder – noch schlimmer – mit der Vergessenheit zusammenstoße, dass mir die Splitter der eigenen Frontscheibe im Gehirn stecken bleiben. Es mag so sein, es mag so werden, es wird so sein. Der Tod ist eine Schublade, die – drücke ich sie am Abend zu – am nächsten Morgen wieder offen ist. Und niemand will es gewesen sein.

24. Januar 2010; Schmerz

Der Schmerz kam aus dem Dunkeln, von links, ein Pfeil durch die Wirbelgegend, die Spitze herausschauend wie zum Gruß. Ausstrahlung nach unten, bis in den Fuß, als habe einer die Axt dort angelegt, nicht weiter oben. Meine Erzeugel heißen: Ibuprofen, Valoron, Tramal.

25. Januar 2010; Schuld

Ich habe Angst vor der Kälte, vor jedem Tag, vor jedem Wort, jedem Blick. Es ist, als ob alle Schuld wartet auf diesen einen Moment. Den Moment, in dem ich hinaustrete und nicht weiß, ob all das je sein wird. Schuld kann gebogen werden, wie Fiberglas, doch auch dieses bricht irgendwann ins Gesicht.

26. Januar 2010; Nicht tot

Wer sich in sein Blog-System einloggen kann, ist nicht tot. Wer einen Eintrag schreibt, nicht stumm. Wer diesen Eintrag hochladen kann, hat Hände. Nur die Füße sind nicht mehr. Sie sind da, aber ohne Beine. Wieder im Verstoßungs-Verteiler einer LZ. Bitte aber Heft erwerben. Man soll auch für das nächste Heft usw.

29. Januar 2010; Karfreitag

An jenem Freitag-Karfreitag wird niemand sich annehmen deiner: Der erste wird nach einem seltenen Vogel geschaut haben. Der dritte dein Gewand tragen des Abends an seiner Braut. Der siebte keuchend sein Pferdchen

spornen an dir. Der zwölfte Nägel treiben in deinen splitternden Knochen. Die Übrigen werden Steine gehabt haben in ihren Schuhen. Und aller Krieg hat dich verloren.

31. Januar 2010; Undercover

Der Mann an der Ecke, Zeitung lesend, die Frau mit dem Kinderwagen, die spielenden Halbwüchsigen. Wer hat mich gesehen, wer zieht seine Schlüsse? Was weißt du lange nachdem? Wen habe ich gesehen, was werde ich sagen, wenn die Lampe mir ins Gesicht scheint? Mechanisierung der Angst: Ich reiche heute zu drei Literaturwettbewerben meine Texte ein. Der Bus kommt immer, man muss nur lang genug warten. Doch was ist, wenn der Bus überfüllt ist, mit Feindseligkeit?

01. Februar 2010; Schlagzahl

Ich habe die Kraft eines Gletschers in der Wüste, die Schlagzahl der halben Herzen, den Blutstrom einer Schnecke, kreuz und quer durch alle Körperhöhlen. Gestern die Liquidation eines Hazara-Dorfes durch Taliban in meinem Roman beschrieben, damit ist auch für diesen Roman das Todesurteil gefällt: Wer in Deutschland, in dem schon Schneefall die größte Katastrophe ist oder die falsche Garderobe, will das lesen? Ich bin ein deutschsprachiger Autor, der amerikanisch-afghanische Probleme beschreibt. Dabei sind wir den Amerikanern näher, als wir es wahr haben wollen. Der einzige Unterschied ist, dass wir wissen, dass es Amerika gibt. Das Umgekehrte gilt nicht. Verdiente Kopfschmerzen, so stark, dass schon keiner mehr fragt.

02. Februar 2010; Einfachpunkt

Ich war ein Bettler vor dem eignen Mund, ein Zwerg, der sich die Riesen schuf, ein König, in dem Land mit einem König und sonst nichts darin, ich war die Angst, die heilig war dem Kind, des Vaters Hand beruhigend stetigfort, der Wind, der durch die Feuer schlich, ich war die Zeile, zwischen der das Viele stand, das Wort, das hinter allem ist, das Zeichen, das gegeben wird, der Doppelpunkt, der alles öffnet: Reich und Sein, der Einfachpunkt, der Manches schließt, das Komma, nichts beginnend nichts beendend, dir.

06. Februar 2010; Konzentration

Konzentration auf *eine* Angst, *einen* Wahn, *einen* Hass. Und nicht in die Trauer hinein, sondern Zuwarten. Bis die bereits vernichtete Armee schreit: Wo ist die Reserve? Ich weiß es nicht. Die Reserve-Division wurde 100 km hinter den rückwärtigen Linien das letzte Mal gesehen. Nun ist sie bei der einen, der großen Armee. Ich bin ein Feldherr, der nicht einmal die Erbsensuppe seiner Soldaten essen kann. Nur im Beine-Verlieren kann ich mithalten.

09. Februar 2010; Sonderration

Heute nacht kam die Feldküche bis nach vorne zu unserer Stellung, mit heißem Kaffee und einer Sonderration Schnaps. Wir alle wissen, was das bedeutet: Angriff, Angriff, Angriff. Doch wir greifen schon lange keinen Feind mehr an. Es geht nur noch gegen uns selbst. Und wie können wir die letzten Stunden vor dem Morgengrauen schlafen, wenn eine Nuklearbombe mit unbekannter Zündereinstellung neben uns liegt.

11. Februar 2010; Geschwister

Meine Schwester heißt Resignation, mein Bruder Verzweiflung, mein Vater Ich-wollte-dich-nie und Ich-will-dich-nie. Der Literaturbetrieb ist mein Vater, die Kritik meine Mutter, ich bin das verratene Kind, das im Keller haust, über den man den Nachbarn sagt: Da sind nur schmutzige Kohlen und uralte Rüben, niemand geht mehr da hinunter.

12. Februar 2010; Brotkarten

Ich wärme meine Hände auf Herdplatten. Ich hänge meinen Müll in diesen Blog. Ich bin mir nicht sicher, ob ich je mehr als nur Buchdeckel gelesen habe. Ich habe mich verspätet, als die Brotkarten für den Lit.betrieb ausgeteilt wurden. Ich hatte schon immer das Gefühl, Teil eines tragischen Ganzen zu sein. Ich habe als beginnender Autor alles richtig gemacht. Nur nicht die richtigen Texte geschrieben.

14. Februar 2010; Aufgebraucht

Alle Angst, allen Schmerz habe ich für diese Woche aufgebraucht. Man kann nicht unentwegt Angst haben. Doch die Gesichter, die ich sehe, passen nicht zu dem, was ihre Münder sagen. Es ist, als ob ich das Heute höre und das Morgen sehe. Wie bei einem, der mittags sagt: Ich fange nun ein Buch an. Und morgen leblos ist.

15. Februar 2010; Bleikisten

Ich werde keine Literaturpreise gewinnen. Nicht heute, nicht morgen, nicht an einem anderen Tag. Nicht den DLP 2010, nicht den WWP, nicht den MDRLP. Man kann Enttäuschung nicht essen, sie bleibt einem im Hals stecken, dass man über Jahrzehnte erstickt. Es gibt etwas in meinem Schreiben, dass jeden Preis, jeden Erfolg verhindert: Schlechtigkeit, Grausamkeit, Fremdartigkeit, ich weiß es nicht. Ich kann nur meine Texte in Bleikisten vergraben und hoffen, dass eines Tages, nach dem Atomkrieg, einer sie findet.

17. Februar 2010; Karambolage

Ich verliere meine Kälte. Meine Umsicht. Meinen sauberen Mund. Einst ließ ich die Divisionen gestaffelt aufziehen, hielt sie zurück bis zum letzten Moment, um dann, teuflisch, dämonisch, den Gegner in seiner weichsten Stelle zu treffen. Es hat uns imponiert, dass Sie so ruhig geblieben sind in der Prüfung, sagte der Mathematikprofessor zu mir. Nun, 800 Jahre später, sieht das Zimmer, wenn ich eine Obstkiste sortieren soll, aus wie nach einem Selbstmordanschlag, einer Karambolage.

19. Februar 2010; Gespensterbrigade

Seit Jahrhunderten ziehe ich umher, ziellos, zeitlos, ein Ahasver ohne gerichtsfeste Sünde. Meine Eltern wurden getötet von denen, die nur die Sterblichkeit kennen, meine Kinder verwelken, kaum dass sie geboren. Ich presse die Zeit in einen Kreis, und rolle doch immer bergab. Unentwegt greift der Russe an, jeden Morgen, jeden Tag. Jetzt, im Winter, stirbt man an Wunden, über die man im Sommer nur erschöpft lächeln konnte. Das austretende Blut gefriert sofort nach innen und löst eine Frostsprengung der Gefäße aus, wie bei Wasserrohren im winterlichen Gartenhaus. Wir hießen Gespensterbrigade, jetzt heißen wir Schneeweiß und Rosenrot. Was gäbe ich darum, dass das Feuilleton und der LB so auf mir herumhacken würden wie auf Roadkill-Overkill-Helene.

22. Februar 2010; Schwindelanfälle

Ich habe kein Wasser mehr. Und seltsame Schwindelanfälle zwingen mich, zur Seite zu fallen, wie nach einem Kartätschenschuss. Das traurige Ergebnis des Wochenendes: Zwei Verlags-Leider-Templates und eine Eingangsbestätigung. Himmelsbriefe werden eher erhört. Das Autorenendasein ist zu 20 Prozent Schreiben, 5 Prozent Kaffee, 25 Prozent Selbsthinrichtung, 50 Prozent Verbitterungsmanagement. Und das Mischen von Lachen und Ratlosigkeit ist ohnehin überall.

26. Februar 2010; Attentate, Drohungen

Als ich einen Text über Srebrenica schrieb, dachte ich, die Serben werden mir drohen und mich töten. Als ich einen Text über Al Qaida schrieb, hatte ich Angst vor einem Selbstmordattentäter, der in denselben Bus steigen würde wie ich. Als ich über Abmahnanwälte und Investment-Clowns schrieb, befürchtete ich, sie würden mich vor Gericht ziehen, wegen übler Nachrede und Beleidigung. So ist es gekommen. Tausendfach bin ich zerfetzt, verurteilt, und inmitten dieser Scherben schreibe ich weiter, so als sei all dies nie geschehen.

27. Februar 2010; Totschlagerei

Standardverfahren der Verlags-Totschlagerei. Der Weihnachtsmann des Literaturbetriebs wird nicht mehr bei mir vorbeikommen. Mein Autorenendasein ist schön, autorartig, künstlich, künstlerisch, erfolgless, schartig. Sie haben mir das Haus um die Ecke geschenkt. Ohne die mit dem Gesicht nach außen Eingemauerten zu erwähnen. Erster Toilettenbesuch war um 15:03. Gangrunde 17:42.

02. März 2010; Was sie sagten

Als ich meinen Roman »Zweierlei Krieg« einschickte, sagten sie: Wen interessiert diese Zeit noch? Als ich meinen 9/11-Roman einschickte, sagten sie: Das ist doch Sache der Amerikaner, und wer will solche Grausamkeiten lesen? Als ich meinen Roman »Der längste Weg« vorlegte, sagten sie: Das ist doch Science-Fiction, also wofür? Als ich meinen Roman über einen Tunnelbau in Südamerika vorlegte, sagten sie: Das sind doch Indianergeschichten, und alles so weit weg. Nach Durchsicht der Unterlagen stellte ich fest: Keine Rechnung wurde jemals beglichen, und kein Roman jemals geschrieben.

03. März 2010; Umschläge

Doch zielt mein Ton weiter. Über alle Horizonte hinaus. Doch habe ich nicht die großen Textumschläge, in denen man sich verliert wie der salzige Wassertropfen im Süßwasser. Ich habe nur mich, meine Angst, meine Niederlagen. Und tauche ich auf im Flur, gehen die Blicke nach unten, die Stimmen werden geheimnisvoll.

05. März 2010; Allein

Napoleon ließ alle Straßen der Welt links und recht mit Baumreihen bepflanzen, so dass seine Soldaten Schatten hatten beim Marschieren. So wurden diese steinernen Militärädern zu Allein. In Russland nutzte ihm all das wenig. Und sie wurden zu Todesfällen. Mein Vater, meine Mutter, meine Geschwister, sie alle schlängelten sich mit ihren Blechkarosserien und Gedärmen um diese Bäume, im Sinne modernerer Plastiken. Und ich, fahre ich wie jeden Morgen zur Arbeit, eröffne das Spiel bereits mit 120 km/h. Man wird keinen Schmerz spüren.

07. März 2010; Misshandelt

Aller Schnee ist zurückgekehrt. Als sei er niemals getaut, sondern nur verborgen gewesen, in den Straßenritzen, den Häusernischen, den Westentaschen. Und mit ihm zurückgekommen ist die Kälte der Menschen, die ich in mir finde, jede Tag von neuem. Die Katzen, die ihr Winterfell bereits abgeworfen hatten, erfrieren, ich finde Dutzende vor meiner Tür. Und dazwischen, hinter und über allen Dingen, spielende Kinder, die die Schneemänner misshandeln.

08. März 2010; Einreichung

Für Mitte und Ende März gibt es viele Todeslinien. Feldkircher Lyrikpreis, einige Sonderausgaben von Literaturzeitschriften usw. Ich mache meine Beiträge fertig, so wie andere Kuchen backen. Diese ständigen Einsendungen ohne jeden messbaren Erfolg haben etwas an sich von dem Patienten mit infauster Prognose, der von einem Spezialisten zum anderen rennt. Und sich sagt: Es könnte ja sein. Schließlich landet man bei Schamanen und Medizinmännern. Bis man ein ausbehandelter Lyriker, Schreiberling, Romankleber ist. Das Versterben verbleibt als letzte Einreichung. Desselbigengleichen soll es sein.

12. März 2010; Alles Gute

Ich beobachte, dass die Menschen, die mir begegnen, auf der Straße, im Café, im Bus mit dem Kopf nicken und sagen: Alles Gute. Ich drehe mich um, aber hinter mir oder neben mir ist niemand. Sie meinen mich. Ich packe Taschen, für jeden der möglichen Fälle eine. Es ist ein Schmerz in allen Dingen, so wie es die Dichter immer erzwingen wollten. Ich wollte das Schreiben, nun wird das Geschriebene Wirklichkeit.

13. März 2010; Bettlerkind

Man kann, glaube ich, nicht einsamer sein als ich auf einer Buchmesse oder einem Literaturfestival. Vor den Ständen der Giganten Suhrkamp, Fischer etc. stehe ich wie ein Bettlerkind vor einem Süßwarenladen. Doch nicht einmal wegjagen wollen sie mich, sie schauen nur durch mich hindurch wie durch Glas. Und sollte ich eines Tages aufgespürt werden, werde ich bereits unfähig sein, noch etwas aufzunehmen von Lob, Anerkennung, Verständnis. Wer seit Jahrzehnten verhungert, kann nicht auf einmal essen, er stirbt daran.

14. März 2010; Zuletzt

Die schwersten Texte kommen zuletzt. Dann, wenn die Kerze bereits heruntergebrannt ist, die Tasse eingetrocknet, die Miete seit Monaten unbezahlt. Der letzte Text ist der, dessen Buchstabenkolonnen ein Himmelfahrtskommando sind, ohne Hoffnung auf ein Papier zum Niederlassen. Ein Text im Zentrum aller Gehirnwindungen, mehr Musik als Sprache, und dennoch einfach und klar in seiner Aussage: Ich trauerte mein Leben lang, ich log mein Leben lang, ich starb mein Leben lang. So ist es gewesen. Doch ist dieser Text nicht mehr als der Kot in einer Leiche.

17. März 2010; Wetter

Regen. Die Nässe des Tages begleitet uns wie ein Vorhang aus Tropfen, die etwas abwischen wollen von uns. Regenschirme, Mädchenfüße, Kinderstimmen gehen an mir vorbei, als sei all das eine einzige Arena. Doch in den Zimmern, den Großraumbüros regnet es weiter, man sitzt mit den Füßen im Wasser, und böse Halsschmerzen kündigen sich an. Dieser eine Moment, wo niemand sehen darf, was ist. Und wo doch ist, was sein muss, entgegen allen Vernünftleien. Ich bin ein Mann mittleren Alters, der die Schuld eines Jahrhunderts in sich herumschüttelt.

19. März 2010; Wiederum

Wiederum habe ich alle Möglichkeiten ausgeschöpft. Wiederum ist meine Mailbox schweigsamer als ein Grab. Wiederum gehen die Blicke zu Boden, das Lachen wird dünn, weil es kein Lachen, sondern ein sich Verschlucken ist. Ich muss begreifen, dass mein Schreiben nichts, aber auch gar nichts mit dem Buchmarkt, dem Literaturbetrieb zu tun hat. Man kann nicht unglücklicher schreiben als ich.